

Lob des 100-Seiten-Buchs

Frank Fischer

Das 100-Seiten-Buch ist ein Mythos. Einerseits ist es kein klar umrissenes Phänomen. Andererseits hat jeder sofort eine genaue Vorstellung davon. Ein Hundertseiter ist gerade so lang, dass er den Einzeldruck rechtfertigt. Er hat die magische Seitenzahlendrestelligkeit erreicht, ohne sie dann wirklich zu überschreiten. Man kann ihn in einem Schwung lesen, zwei Stunden, drei Stunden, fertig, nächstes Buch.

In seinem 2011 erschienenen Band *Meine Lieblings-Flops* erwähnt Hans Magnus Enzensberger auch einige Projektideen, die „über das Stadium der Skizze nie hinausgekommen“ sind. Eines davon trug den Arbeitstitel „Die hundert Seiten“ und sah vor, Klassiker der Weltliteratur, die besonders umfangreich, besonders unzugänglich sind, auf genau hundert Seiten zu komprimieren, als Nacherzählung eigenen Rechts. Denn

„viele der berühmtesten Klassiker werden nicht gern gelesen“, da sie eine „Zumutung an das Zeitbudget“ seien. Auch bei Enzensberger findet sich der Mythos des 100-Seiten-Buchs: „Hundert Seiten erschrecken niemanden; sie geben jedem das angenehme Gefühl, ein ganzes Buch zu Ende gelesen zu haben.“

Wir haben uns dieser Idee von einer anderen Richtung her angenähert. Das Sammeln von bereits existierenden Hundertseitern soll erst mal konkretisieren, was ein 100-Seiten-Buch überhaupt ist, denn die Maßeinheit ‚100 Seiten‘ ist ja alles andere als konkret. Trotzdem wissen alle immer sofort, was gemeint ist, wenn wir um uns herum nach berüchtigten 100-Seiten-Titeln fragen. Schon beim ersten Aufscheinen der Idee, beim Baden im Goldfischteich des Pariser Stammsitzes der École Normale Supérieure in der Rue d’Ulm, kamen Klassiker des Genres zusammen. Chamisso: *Peter Schlemihl*. Dostojewski: *Weißer Nächte*. Duras: *Der Liebhaber*. Heine: *Harzreise*. Stevenson: *Jekyll & Hyde*. Schnitzler: *Traumnovelle*. Thomas Mann: *Tod in Venedig*. Nietzsche: *Ecce homo*. Kant: *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. Machiavelli: *Der Fürst*. Wittgenstein: *Tractatus*. Voltaire: *Candide*. Und so weiter. Mittlerweile haben wir in unserem Onlinefeuilleton *Der Umblätterer* über 300 kanontaugliche Hundertseiter dekretiert, die nun nach und nach auf ihre Hundertseitenhaftigkeit untersucht werden. Voraussetzungen sind die Verfasstheit in Prosa und mindestens eine nachgewiesene Einzelausgabe. Jedes dieser Bücher, so der Plan, wird kurz betextet, am besten als verhaltene Antirezension, als Laudatio im Kaffeehausstil. Das wichtigste Stilmittel dabei ist der pindarische Sprung, also ein überstürztes Assoziieren, wie es im Gespräch zwischen sinnlos überinformierten

Menschen eben vor sich geht. Der salto pindarico eignet sich generell sehr gut zur digitalen Abbildung des analogen Genres ‚Kaffeehausgespräch‘, wie wir sie seit 2007 im Umblätterer entwickeln. Anlässlich dieser Phänomenologie des koffeinierten Geistes sind einige neue Formen entstanden, die sich aus Schwundstufen der Literaturrezension, der Kunstkritik, des pikaresken Tourismus usw. zusammensetzen, darunter auch die erwähnte antirezensionistische Laudatio, die sich unserer Ausrufung des Genres ‚100-Seiten-Buch‘ verdankt.

Die Laudationes sollen ihrerseits schlagartig kurz sein, um die 1500 Zeichen. Sie passen dann problemlos auf jeweils eine Buchseite, denn am Ende des Projekts soll ein 100-Seiten-Buch über die angeblich™ hundert besten Hundertseiter der Welt stehen, ein Kanon kurzer Bücher, so was.

Aber nun endlich die etwas paradoxe Frage: Wie lang ist ein 100-Seiten-Buch überhaupt? Die ‚Seite‘ ist zwar allerspätestens seit Gutenberg das populärste und nachvollziehbarste Maß für die Länge eines Textes. Theoretisch könnte man aber auch Ungarettis Kürzestgedicht *Mattina* auf 100 Seiten strecken, wenn man alle zwei Seiten nur einen Buchstaben abdruckte. Autoren und vor allem Verlage spielen ja sowieso gern mit der Anzahl der Seiten. Oft wird ein Buch mit satztechnischen Mitteln auf eine bestimmte Seitenzahl gebracht, siehe Handkes zurechtgefakten Tausendseiter *Mein Jahr in der Niemandsbucht*.

Für das 100-Seiten-Projekt gehen wir großzügig von einer Zeichenanzahl zwischen ungefähr 100.000 und 225.000 aus (wie üblich inklusive Leerzeichen). Diese Spanne ist verwunderlich groß, aber unser Experiment hat gezeigt, dass Verlage aus Texten dieser Größenordnung ihre Hundertseiter rausrendern, wobei die Seitenanzahl ver-

schiedener Ausgaben desselben Textes normalerweise irgendwo zwischen 75 und 125 angesiedelt ist. Wenn es sich um fremdsprachige Titel handelt, gilt die Zeichenzahl der deutschen Übersetzung. Für die zwölf oben genannten Beispiele sieht das dann so aus (wie die Suren des Korans absteigend nach Länge geordnet, die gerundeten Zeichenzahlen entstammen digitalen Versionen der Texte und sind teilweise kontingent, da auf eine bestimmte Fassung bzw. Übersetzung zurückgegriffen wurde):

Voltaire: Candide (219.000 Zeichen)
Nietzsche: Ecce homo (196.000)
Machiavelli: Der Fürst (177.000)
Kant: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (176.000)
Duras: Der Liebhaber (172.000)
Thomas Mann: Der Tod in Venedig (169.000)
Schnitzler: Traumnovelle (165.000)
Stevenson: Der seltsame Fall von Dr. Jekyll und Mr. Hyde (164.000)
Heine: Die Harzreise (136.000)
Chamisso: Peter Schlemihls wunderbare Geschichte (132.000)
Dostojewski: Weiße Nächte (125.000)
Wittgenstein: Tractatus Logico-Philosophicus (122.000)

Goethes *Werther* (240.000 Zeichen) hat das Genre also bereits verlassen. Er liest sich auch nicht mehr wie ein klassischer Hundertseiter und fühlt sich eher nach 350 Seiten an, was in diesem Fall eventuell an den Ossian-Gesängen liegen könnte. Aber dieser Experimentanordnung mangelt es natürlich sowieso an einem Koeffizienten für die Textschwierigkeit.

Als Anführer einer Drückerkolonne im Auftrag fragwürdigster Leseökonomie müsste ich natürlich jetzt sagen: Statt 4000 Seiten lang Prousts *Recherche* zu lesen, könnt ihr

auch 40 Hundertseiter lesen. Da habt ihr rein rechnerisch mehr davon, nämlich bis zu 39 Autoren, auf jeden Fall aber 39 Werke mehr, bei sozusagen gleichbleibender Strecke: „Treu dem alten Wort der Weisen, das da sagt, daß nicht weniger mehr, sondern mehr mehr ist“ (Rainald Goetz). Diese Arten von Rechnungen sind natürlich absolut „unphilosophisch“ (E. M. Forster), und ich werde öffentlich auch jederzeit vehement abstreiten, so etwas zu befürworten! Lieber schiebe ich wieder alles auf Arno Schmidt, den Statistiker der deutschen Literatur. Seine berühmte Lesevermögensrechnung von 1955 ging ja so: „Das Leben ist so kurz! Selbst wenn Sie ein Bücherfresser sind, und nur fünf Tage brauchen, um ein Buch zweimal zu lesen, schaffen Sie im Jahr nur 70. Und für die fünf und vierzig Jahre, von Fünfzehn bis Sechzig, die man aufnahmefähig ist, ergibt das 3.150 Bände: die wollen sorgfältigst ausgewählt sein!“ Das Zeitproblem ist ja nun mal da. Marcel Reich-Ranicki hat sich 1993 zum Beispiel geweigert, den 1006-Seiten-Roman *Der Rote Ritter* von Adolf Muschg zu lesen: „Autor und Verlag versuchten, mich zu überreden: In dem Buch seien sehr gute Kapitel und Abschnitte. Das mag ja sein, aber ich habe nicht die Zeit, die Rosinen in diesem gigantischen Kuchen zu suchen.“

Fernab all dieser rechnerischen Unverschämtheiten behaupte ich natürlich gern und weiterhin, dass ich die *Recherche* liebe, den *Ulysses* und *Zettel's Traum*, Doderers *Dämonen* und Hans Henny Jahnns *Fluß ohne Ufer*. Ich habe Pynchons *Against The Day* und leider auch Wallace' *Infinite Jest* gelesen, Bolaños *2666* und Littells *Bienveillantes*, und zumindest kenne ich jemanden, der angeblich auch den barocken Ziegelstein *L'Astrée* (knapp 5400 Seiten) sowie die *Römische Octavia* (mehr als 7000 Seiten) komplett durchgearbeitet hat.

Und da nichts ohne sein Gegenteil wahr ist, kündige ich hiermit auch gleich das Pendant und Nachfolgeprojekt zu diesem 100-Seiten-Experiment an: eine Sammlung der 1000 besten 1000-Seiten-Bücher! Aber jetzt erst mal das Lob des kurzen Buches. Hundert Seiten Zeit hat jeder, jeden Tag aufs Neue.

Die folgenden 12 Laudationes stammen von:

André Seelmann (AS)
 Marc Reichwein (MR)
 Joseph Gaigl (JG)
 Gilles Dazord (GD)
 Fabian Baumann (FB)
 Frank Fischer (FF)

Eine Übersicht zum 100-Seiten-Projekt ist unter www.umblaetterer.de/100-seiten zu finden.

Theodor Fontane
Grete Minde (1880)

Ich hatte noch knappe zwei Stunden und da wollte ich einfach mal endlich *Grete Minde* lesen, 100 Seiten, dafür dürfte die Zeit ja reichen. Ich war mitten im Sog der Geschichte, die sich einem ruhig auslaufenden Ende zu nähern schien. Fünf Seiten vor Schluss musste ich allerdings zur U-Bahn, wo ich dann auf dem Weg zu einer Geburtstagsfeier noch schnell den Rest lesen wollte.

Dazu kam es aber nicht, denn ich traf eine Bekannte und musste mit ihr Neuigkeiten austauschen. Ich hatte das Buch in der Hand, sie fragte: „Und? Gut?“ Ich brachte kurz die Story: Der Tod von Gretes Mutter und dann des Vaters, dann die böse Schwägerin, die ihr die Lebensfreude gänzlich

nehmen will. Noch sehr jung an Jahren lässt Grete zusammen mit dem Nachbarsburschen das unschöne Leben bei ihrer Familie hinter sich und schließt sich fahrendem Volk an. Sie wird Mutter, kehrt irgendwann nach Tangermünde zurück und fordert ihren Teil vom Erbe. Das Ende musste ich in meiner Schilderung leider weglassen, ich kannte es ja noch nicht, wollte es aber bei Gelegenheit nachliefern.

Als ich bei der Feier ankam, hatte ich das Buch noch in der Hand, gleich nickte mir der Gastgeber zu, „zeig mal, ach, *Grete Minde*, was für ein wahnsinniges Ende, oder?“ Ich erzählte das mit den fünf noch fehlenden Seiten. „Mach dich auf was gefasst!“, hieß es da. Ich konnte mir das überhaupt nicht erklären, die Geschichte schien mir erzählt zu sein, ich rechnete nicht mehr mit einem großen Drama, was sollte da noch passieren? Ich las den Rest auf der U-Bahn-Fahrt nach Hause und rief dann bestürzt sofort meine Bekannte an.

Grete Minde ist angeblich eines der schlechteren Bücher von Fontane, aber das stimmt nicht. *Grete Minde* ist ein 100-Seiten-Meilenstein.

Textumfang: ca. 192.000 Zeichen.

AS

Friedrich Dürrenmatt

Der Richter und sein Henker (1950/51)

Krimi-Schullektüre – aber welcher Hundertseiter kann was für sein Schicksal. Und Richter hin, Henker her, mich faszinierte an diesem Buch nichts mehr als die ominöse Twannbachschlucht. Sie ist Dreh- und Angelpunkt der ganzen Krimihandlung, aber auch so eine Art Landschaftsgrenze, zwischen Twann und Lamboing. Trennt das Berner Seeland vom Jura, die Deutschschweiz von der Welschschweiz.

Dass zwischen einem Dorf und dem nächsten eine Sprach-, aber keine Landesgrenze verlaufen konnte, das war für einen Neuntklässler mit „Französisch fakultativ“ schon das Maximum der Schweiz-Exotik. Erst Jahre später begriff ich: Die Schlucht – durchflossen vom Twannbach, französisch Douanne, also quasi douane – ist Dürrenmatts kleiner Röstigraben.

Wenn Kommissär Bärlach von Bern ins Juradorf ermitteln fährt, sagt er beharrlich Lamlingen statt Lamboing. Und wenn der Dorfpolizist von Lamboing mit Bern deutsch sprechen muss, „eine Sprache, in der es ihm nicht ganz geheuer war“, kriegt er schlechte Laune. An einer Stelle ist auch von „Separatisten“ und der „Jurafrage“ die Rede. Aber das alles hat mit dem Krimiplot nichts zu tun. Im Gegensatz zur Lamboing-Anfahrt der Ermittler, die von Bern aus entweder linksdrehend oder rechtsdrehend um den Bieler See möglich ist: zum literarischen Geocaching wie geschaffen.

Im Übrigen wieder mal ein Krimi für SZ-Leser: Die Leiche, ein Polizist, führte ein Doppelleben als Spion. Deckname seiner Investigativexistenz: „Doktor Prantl, Privatdozent für amerikanische Kulturgeschichte in München.“

Textumfang: ca. 156.000 Zeichen.

MR

Immanuel Kant

Grundlegung zur Metaphysik der Sitten
 (1785)

Als Ahnherr des Hundertseiterprojekts darf Arthur Schopenhauer gelten, denn wie schreibt er doch in seinem Buch *Über die Grundlage der Moral* (übrigens dem besten philosophischen Werk, das jemals geschrieben wurde): „Dem Verständniß gegenwärtiger, die Kantische Ethik im tiefs-

ten Grunde unterwühlenden Kritik wird es überaus förderlich seyn, wenn der Leser jene ‚Grundlegung‘ Kants, auf die sie sich zunächst bezieht, zumal da diese nur 128 und XIV Seiten (bei Rosenkranz in Allem nur 100 Seiten) füllt, zuvor mit Aufmerksamkeit nochmals durchlesen will, um sich den Inhalt derselben wieder ganz zu vergegenwärtigen.“

Und genau diese Stelle nahm ich dann zum Anlass, die *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* mit Aufmerksamkeit nochmals durchzulesen, um mir den Inhalt der Kantischen Ethik wieder ganz zu vergegenwärtigen. Kurioserweise liest sich Kants Büchlein aber in Teilen wie ein Werk aus Hugendubels Ratgeberliteratur-Regal, denn was soll man etwa von einer Stelle wie dieser halten: „Man kann (...) nicht nach bestimmten Prinzipien handeln, um glücklich zu sein, sondern nach empirischen Ratsschlägen, z. B. der Diät, der Sparsamkeit, der Höflichkeit, der Zurückhaltung usw., von welchen die Erfahrung lehrt, daß sie das Wohlbefinden im Durchschnitt am meisten befördern.“

Wenn nun jemand ganz grundsätzlich fragte, ob hier dem Alleszermalmer oder aber ob dessen Unterwühler beizustimmen sei, so müsste man auf folgende Stelle des Dialoges verweisen, der am Abend des 12. September 2012 zwischen dem derzeitigen Juniorprofessor für Theoretische Philosophie an der Universität Stuttgart Philipp Hübl einerseits und Stefan Raab andererseits stattfand. Raab: „Das Schöne an Philosophie ist: Philosophie ist nie richtig und nie falsch.“ – Hübl: „Das stimmt nicht, sorry, nee.“ – Raab: „Das stimmt nicht? Das ist aber meine Philosophie.“

Textumfang: ca. 176.000 Zeichen.

JG

Wallace D. Wattles

The Science of Getting Rich (1910)

Hundert Jahre alt und hundert Seiten lang. Reichwerden mit Ansage. Seit seinem ersten Erscheinen ist dieses Buch natürlich ein Dauerbrenner. Der irgendwie wissenschaftliche Ansatz entpuppt sich dabei gleich als ziemlich esoterische Kante.

Wattles geht davon aus, dass es eine Kraft gibt, die frei verfügbar ist und von jedem Individuum abgerufen werden kann. Mit Hilfe dieser Kraft kann man alles erreichen. Es geht ihm dabei nicht unbedingt um monetären Reichtum, sondern Erfolg im Allgemeinen. Diesen Erfolg muss man wollen, man muss ihn planen und man muss sich diesem opfern. Man muss sich bereits in der Position sehen, in die man strebt, man muss von seinem Ziel ein mentales Bild formen (das Traumhaus mental planen, einrichten und bewohnen), damit sich das angestrebte Ziel einstellen kann und schlussendlich Realität wird, werden muss: „Every man or woman who does this will certainly get rich; for the science herein applied is an exact science, and failure is impossible.“

Das Buch ist hochgradig repetitiv. Das Buch ist hochgradig repetitiv. Das Buch ist hochgradig repetitiv. Ich habe es vor Jahren trotzdem ganz zu Ende gelesen, danach gleich noch *Think and Grow Rich* (1937) von Napoleon Hill und *Secrets of the Millionaire Mind* (2005) von T. Harv Eker. Und was soll ich sagen, ich bin sehr, sehr reich geworden.

Textumfang: ca. 141.000 Zeichen (engl. 123.000).

AS

Wolfgang Hilbig

Abriß der Kritik (1995)

Vier während einer Poetikdozentur im Sommersemester 1995 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main gehaltene Vorlesungen ergeben abgedruckt einen schönen Hundertseiter. Von Wolfgang Hilbig erfährt man in diesen Vorlesungen, obwohl es ja eigentlich um den Zusammenhang zwischen Literatur und Literaturkritik gehen soll, ungemein viel über seinen glühenden Hass auf Automobile: „Ich halte die Werbung für den Verkauf von Automobilen für Anstiftung zum Mord“, lautet so ein krasser und sicherlich zum Nachdenken anregender Satz.

In der zweiten Poetikvorlesung geht es um eine Talkshow „über den derzeit bekanntesten deutschen Literaturkritiker“. Die Ausstrahlung dieser Talkshow liegt zum Zeitpunkt der Poetikdozentur zwar schon einige Jahre zurück, Hilbig glaubt sich aber daran erinnern zu können, dass sie aus Anlass eines Jubiläums, womöglich eines runden Geburtstags des derzeit bekanntesten deutschen Literaturkritikers, gesendet worden sei. Auch Gisela Elsner habe dort in der Runde gesessen und den derzeit bekanntesten deutschen Literaturkritiker scharf und rücksichtslos attackiert.

Natürlich bestellte ich mir unverzüglich beim Südwestrundfunk einen Mitschnitt dieser Talkshow: Die Archivnummer lautet 340075 (SWR) bzw. 21059 (BAD). Wie sich dann herausstellte, handelte es sich aber gar nicht um eine Jubiläumssendung für den derzeit bekanntesten deutschen Literaturkritiker, sondern bloß um eine Talkshow im Rahmen der 10. Internationalen Funkausstellung. Auch Thomas Hettche hat dort einen Auftritt, er sitzt aber nicht in der Runde der eigentlichen Talkshowgäste, son-

dern steht etwas abseits an der Bar und sagt einige sehr interessante Sachen.

Textumfang: ca. 184.000 Zeichen.

JG

C. F. Lhomond

De viris illustribus (1779)

Wir waren in der Rue Lhomond verabredet, die unweit des Panthéon die tourismusafine Rue Mouffetard mit der filmreifen Idylle des Place de l'Estrapade verbindet. Weit spannender als unser Gespräch über Pariser Altertümer – die Stadtmauer des Philipp Augustus lag ja mal ganz in der Nähe – wäre jedoch die Frage gewesen, wer denn der Namensgeber der Lhomond-Straße nun gewesen ist.

„Grammairien“ steht da ganz simpel auf den Straßenschildern geschrieben. Hinter der bescheidenen Bezeichnung steckt aber einer der vielleicht einflussreichsten Männer der französischen Literaturgeschichte. Bis in die Fünfzigerjahre hinein haben alle sein Buch gelesen: *De viris illustribus urbis Romæ, a Romulo ad Augustum*, ein süffiger neulateinischer Hundertseiter, der die Geschichte Roms in Anekdoten möglichst einfach nacherzählt.

Die längst vergriffene kleinformatige Ausgabe der Reihe Classiques Hachette war schon lange zum Kultbuch geworden, als der Text in den Neunzigern endlich neu aufgelegt wurde. Man kann ihn als lustige Stilübung lesen, in der die Sprache ganz allmählich und parallel zum Lauf der Geschichte, also mimetisch, komplizierter wird. Und wann immer die écrivains et penseurs mal wieder mit ihrem Wissen über die römische Geschichte geprotzt haben, darf man fast sicher sein, dass sie das nicht aus dem Livius oder dem Cornelius Nepos hatten, sondern aus dem kleinen, feinen Lhomond.

Textumfang: ca. 202.000 Zeichen (lat.).
GD

Max Frisch

Wilhelm Tell für die Schule (1971)

Die meisten Schweizer beziehen ihre Kenntnisse über die Frühgeschichte ihres Landes hauptsächlich aus Legenden und aus Schillers eklatant gut zitierbarem Freiheitsdrama. Verschiedene Leute haben trotzdem versucht, den Tellmythos zu demontieren, schon im Jahr 1760 etwa der Berner Pfarrer Uriel Freudenberger, und 1971 eben auch Max Frisch mit seinem *Wilhelm Tell für die Schule*.

Held des knappen Hundertseiters ist der Reichsvogt Gessler, der bei Frisch „Ritter Konrad oder Grisler, immer wahrscheinlicher aber Ritter Konrad von Tillendorf“ heißt: ein kopfwehgeplagter Gesandter „ohne Sinn für Landschaft“, der es kaum erwarten kann, die enge und rückständige Urschweiz wieder zu verlassen. „Obschon man sich ein Ende dieses Mittelalters nicht vorstellen“ kann, versucht Ritter Konrad, die sturen Urner vom Fortschritt zu überzeugen, doch es ist zwecklos. Der Apfelschuss kommt gar nicht erst zustande und der schweigsame Jäger Tell wird am Ende zum üblen Meuchelmörder.

Den Frisch gegenüber bis heute gehegten Verdacht der Humorlosigkeit kann dieses Büchlein widerlegen, nicht ganz aber – wen wundert's bei diesem Titel – die ihm oft zugeschriebene Oberlehrerhaftigkeit. Die Erzählung ist mit 74 unterschiedlich ernsthaften Anmerkungen versehen: eine kleine historische Lektion hier, etwas Zeitkritik dort, aber in Notiz 69 immerhin auch ein Hinweis auf Zuger Fischspezialitäten!

Textumfang: ca. 102.000 Zeichen.

FB

Peter Handke

*Eine winterliche Reise zu den
Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina
oder Gerechtigkeit für Serbien
(1996)*

Als Peter Handke diesen Text im Januar 1996 in der SZ veröffentlichte, löste er damit einen der größten Skandale in der Geschichte der Weltliteratur aus. Noch fast zehn Jahre später hat Elfriede Jelinek vermutet, dass Handke den Nobelpreis wohl nur deshalb nicht kriegt, weil er immer „wieder irgendwelche Blödheiten über Serbien äussert“.

Andere hingegen loben Handke für seinen unbestechlichen Blick aufs Detail, aufs Unscheinbare, dem sich dann umso tiefere Erkenntnisse verdanken würden, und tatsächlich: Man staunt nicht schlecht, wenn Handke während seiner Winterreise einen Supermarkt neben „dem einheimischen *Delo*, der Tageszeitung aus Ljubljana, das deutsche Bild“ (S. 110) vorrätig haben lässt, im Neutrum!: das deutsche Bild, obwohl doch ausnahmslos jeder andere Mensch sonst sagt: *die* Bild. Handke aber besteht da erfreulicherweise auf dem korrekten Genus, und man kann sicher sein, dass er grammatikalisch präzise auch ‚*der* König der Biere‘ sagen würde.

Andererseits, so weit kann's mit dem Blick aufs Detail bei Handke dann auch wieder nicht her sein, der Hitler-Attentäter Georg Elser wird von Handke furchtbarerweise und auch in der dritten Auflage des Buches noch unkorrigiert „Georg Elsner“ (S. 38) genannt, und in einem Satz, der so beginnt: „Was war das etwa für ein Journalismus, wie etwa“ (S. 123), hätte Handke ruhig ein ‚etwa‘ weglassen können.

Auf Seite 42 übrigens stößt Handke in einer Zeitung auf ein „Folgephoto“, das erinnerte mich daran, dass ich neulich in einem Louvre-Reiseführer das Wort „Folgesaal“ gelesen und mich gleich maßlos über diesen vermeintlichen Quatschneologismus aufgeregt habe, aber wenn selbst der von Jelinek als „lebender Klassiker“ titulierte Handke das Wort „Folgephoto“ benutzt, dann ist natürlich auch das Wort „Folgesaal“ völlig okay.

Textumfang: ca. 130.000 Zeichen.

JG

Fjodor Dostojewski

Weißer Nächte (1848)

Der Insel-Verlag hat für seine Ausgabe vor Jahren den bisherigen Untertitel des Romans geändert: „Ein empfindsamer Roman aus den Erinnerungen eines Träumers“ wurde zu: „Eine Liebesgeschichte“. Eine taktisch gelungene Aktion, auch wenn es sich um eine Liebesgeschichte ohne Happy End handelt. Sie geht eigentlich erst mal ganz gut los, abenteuerlich fast. Ein junger Mann rettet das Fräulein Nastenka vor einem befrackten Unhold, und dann setzen sich Retter und Gerettete in die helle Petersburger Nacht und schwatzen.

Insgesamt haben sie vier weiße Nächte zusammen, bis Nastenka mit ihrem ursprünglichen und eigentlichen Traummann abzieht, der dann nämlich wider Erwarten doch noch erscheint – was für eine Wendung des Schicksals! Dabei hatte es so gut ausgesehen, auch wenn der Träumer zwischenzeitlich sehr langwierig von seinen Träumereien erzählt und zum Beispiel auch gleich E. T. A. Hoffmann erwähnt hat, was man vielleicht nicht gleich bei einer der ersten Begegnungen tun sollte.

Ich habe das Buch wieder mal im Zug gelesen, auf einer knapp dreistündigen ICE-Fahrt. Um mich herum waren sechs Frauen eines Strickvereins gruppiert (Zugsocking). Als ich nach Beendigung der Lektüre das Ohropax herausnahm, hörte ich als erstes folgenden Ausruf: „Ich stricke doch hier keine Ferse! Im Zug kann man doch keine Ferse stricken!“ Diese Bemerkung fand ich literarisch unmittelbar gelungener als das ganze Dostojewski-Buch, auch wenn das jetzt vielleicht nicht so sehr vergleichbar ist. Es geht übrigens fast schneller, den Band durchzulesen, als Viscontis Verfilmung zu schauen. Und wenn man auch noch das russische Original zur Hand nimmt, ist die Geschichte noch mal um 33.000 Zeichen kürzer, man spart also ein Viertel der Lesezeit!

*Textumfang: ca. 125.000 Zeichen
(russ. 92.000).*

FF

Elfriede Jelinek

bukolit (1979)

Elfriede Jelinek hat das Sekundärdrama erfunden, sie hat das Parasitärdrama erfunden, sie hat den Privatroman erfunden und sie hat schon in sehr jungen Jahren den Hörroman erfunden. So nämlich nennt sich *bukolit* im Untertitel, jenes Buch, das noch mit ca. einem Dutzend seitenfüllender Illustrationen von Robert Zeppel-Sperl versehen ist.

Im Klappentext der im Berlin Verlag erschienenen Ausgabe wird *bukolit* Jelineks „erster“ Roman genannt – das ist wohl als Rant gegen den Rowohlt Verlag zu verstehen, dem Jelinek dieses Buch schon Ende der Sechziger zur Veröffentlichung angeboten hatte. Rowohlt hat dann vorher aber doch lieber *wir sind lockvögel baby!* gedruckt.

So kam es zu der kuriosen Situation, dass *bukolit* erst mit etwa einer Dekade Verspätung erschien, als Jelinek die dort praktizierte Schreibweise schon längst aufgegeben hatte: „bukolit wieder jetzt wickeln kühlendes eigelb setzte pumpend bukolita an die lippen glaubte doch nicht wie jeder würde dasz sie flasche sei oder wuzzte dies lange schon & wollte bukolita gewaltsam verändern aus lebensstellungen reißen nun.“ Das ist nun wirklich kein besonders toller Satz, aber so schrieb man eben damals.

In ihrem Buch *Elfriede Jelinek. Eine Einführung in das Werk* erklärt die renommierte Jelinek-Exegetin Bärbel Lücke (bekannt geworden durch drei YouTube-Videos, in denen sie von einem Computer interviewt wird): „bukolit [kann] auch Hitler sein und Lumumba.“ Und das stimmt dann wahrscheinlich sogar!

Textumfang: ca. 114.000 Zeichen.

JG

Sun Tsu

Die Kunst des Krieges (um 500 BC)

Das Buch ist für Leseökonomien der beste Shortcut vorbei am tausendseitigen Ziegelstein von Clausewitz, ob zu Recht oder Unrecht, soll hier nicht das Thema sein. Der kurze Klassiker von Sun Tsu ist 2500 Jahre alt und liegt seit ca. 100 Jahren auf Deutsch vor. Das Buch gilt als zeitlos und zu jeder Lebensphase passend, ungefähr so wie der Fürst von Machiavelli.

Ich hörte das erste Mal von dem schönen kleinen Büchlein in Oliver Stones *Wall Street*-Film, in dem er Gordon Gekko daraus zitieren lässt. Es handelt sich dabei natürlich nicht um die beiden Gekko-Klassiker „If you need a friend, get a dog“ oder „Lunch is for wimps“. Sondern hierum:

„I don't throw darts at a board. I bet on sure things. Read Sun-tzu, *The Art of War*. Every battle is won before it is ever fought.“ Der aufstrebende Bud Fox folgt natürlich dem Rat von Gekko und zitiert später im Film selbst noch Sun Tsu.

Das Buch ist in seiner Kürze schnörkellos, pragmatisch und kompakt. Theoretisch könnte das auf viele Titel dieser Serie über 100-Seiten-Bücher zutreffen. Im Vergleich zur fließenden Lektüre der Kunst des Krieges gleicht aber zum Beispiel das Lesen von Handkes *Angst des Tormanns beim Elfmeter* einer endlosen Woche in der Dante-Hölle.

Wie üblich bei urheberrechtsfreien Titeln gibt es jede Menge Ausgaben in schrecklicher Aufmachung oder PDF-Versionen direkt aus dem Internet. Die gängigste deutsche Version hat ein Vorwort von James Clavell, das natürlich mit den Worten endet: „... das wahre Ziel des Krieges ist der Frieden.“
Textumfang: ca. 117.000 Zeichen (dt.).
AS

Daniel Kehlmann

Sebastian Kleinschmidt *Requiem für einen Hund. Ein Gespräch* (2008)

Gleich auf der ersten Seite teilt Daniel Kehlmann dem Interviewer Sebastian Kleinschmidt via E-Mail mit, dass sein Hund Nuschki, bei dem ein fortgeschrittener Lebertumor diagnostiziert worden sei, nun habe eingeschläfert werden müssen. Das erinnerte mich an unseren wunderbaren alten Kater Robert Schmusil, der zuerst an Niereninsuffizienz litt, später eine Diabetes hatte und schließlich einen Darmtumor, „daher haben wir dann, auf

Rat aller Ärzte, der Euthanasie zugestimmt“ (S. 7).

Seine E-Mail beendet Kehlmann mit den Worten: „Ganz herzliche Grüße / Ihres Daniel Kehlmann“, und das ist doch erstaunlich, dass, wo jeder andere Mensch schreiben würde: „Ganz herzliche Grüße / Ihr Soundso“, Kehlmann hier eben nicht „Ihr“ schreibt, sondern „Ihres“, aber, so würde Iris Radisch sagen: „Wozu ist man Dichter.“

Später geht es in dem Buch auch noch um Katzen, zunächst aber eben um Hunde, und dabei brennt Kehlmann ein solches Feuerwerk an Maximen und Reflexionen ab, dass man getrost etwa 85% aller in diesem Buch enthaltenen Sätze noch mal als eigenes Aphorismenbändchen herausbringen könnte. Zum Beispiel sagt er auf S. 15 über Hund und Mensch: „die beiden Spezies gingen den Weg gemeinsam“, oder dann auf S. 21: „Hund und Mensch sind einen langen Weg gemeinsam gegangen“.

Auch muss ich gestehen, dass ich einiges an der *Vermessung der Welt* überhaupt erst bei der Lektüre des Requiembuchs begriffen habe, etwa wenn Kehlmann erklärt: „Goethe tritt zweimal auf (...), und beide Male sind es komische Stellen“ (S. 76). Ansonsten geht es in diesem Gespräch noch um Hegel, Heidegger, Gott usw.

Länge des Buches:
ca. 137.000 Zeichen.

JG

